

Heimat zwischen Ausgrenzung, Vertreibung und Integration

Gedenken an die Vertreibung der Zillertaler Protestanten im Jahr 1837

Mayrhofen, 16. September 1837

„Die innere Realität eines Menschen besteht im Verhältnis zwischen der Vergangenheit und seiner Zukunft: Wer ihm die eine oder die andere raubt, fügt ihm den größtmöglichen Schaden zu. Ganz wegschaffen, was ich gewesen bin: Entwurzelung, Herabsetzung, Versklavung. Hinsichtlich der Zukunft: Todesurteil.“^[1] Der Raub der Vergangenheit führt zu Entwurzelung und Versklavung. Positiv gewendet: Das Gedächtnis gehört zu unserem Leben in der Zeit. Es ist Bedingung für Identität und Selbstbewusstsein. Gedächtnisschwund kann so weit führen, dass ein Mensch von seiner Vergangenheit wie abgeschnitten ist: Er weiß nicht mehr, wer er ist. Wer das Gedächtnis verliert, verliert die Orientierung. Es gibt aber auch die Schattenseite der Erinnerung: Wer von der eigenen Vergangenheit nicht loskommt, muss an der Gegenwart verzweifeln. Und: Im Gedächtnis steckt nicht nur das Potential der Hoffnung, sondern auch das der Verzweiflung, der Verachtung, des Hasses und der Gewalt.

„Wer nicht eine Vergangenheit zu verantworten und eine Zukunft zu gestalten gesonnen ist, der ist ‚vergesslich‘, und ich weiß nicht, wie man einen solchen Menschen packen, stellen, zur Besserung bringen kann.“ Dietrich Bonhoeffer geht es um den Schnittpunkt einer in moralischer Verantwortung übernommenen Vergangenheit und einer verantwortungsvollen Gestaltung der Zukunft in der Gegenwart: „Die Güter der Gerechtigkeit, der Wahrheit, der Schönheit ... brauchen Zeit, Beständigkeit, ‚Gedächtnis‘, oder sie degenerieren.“^[2]

Die Geschichte Tirols ist durchaus ein Ringen um Freiheit. Das Freiheitsbewusstsein erfuhr im Verlauf der Geschichte Einfärbungen und auch Verdunkelungen. Zur Geschichte der Freiheit gehören z.B. der Tiroler Landlibell von Kaiser Maximilian 1511 sowie die Personen und Ereignisse um 1796 und 1809. Es ist aber auch eine Geschichte der Vertreibung und der Ausgrenzung der Hutterer und der Protestanten, es ist das Leiden der jüdischen Gemeinde, und es ist der Widerstand gegen Diktatur

^[1] Simone Weil, Cahiers, Aufzeichnungen I. Hg. und übers. von E. Edl und W. Matz, München-Wien o.J., 176.

^[2] Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft. Hg. von E. Bethge, Gütersloh¹³ 1985, 109f.

und Ideologie im Dritten Reich. Die Geschichte ist keine reine Helden- oder Siegergeschichte. Und die Tiroler waren auch nicht nur Opfer.

Was verstehen viele Tiroler unter Freiheit? Der in Reichsacht und Bann verfallene Herzog Friedrich, genannt Friedl mit der leeren Tasche, hat im 15. Jahrhundert den Rofnern das Asylrecht, die vollständige Steuerfreiheit und das Jagdrecht verbrieft. Zudem gewährte er eigenen Burgfrieden, d.h. eigene Gerichtsbarkeit, Militärfreiheit und das Recht auf das Tragen von Waffen. Diese Rechte und Freiheiten wurden noch von Maria Theresia bestätigt. Josef II. hat sie aufgehoben und sie wurden nie wieder eingeführt. Da ist sehr viel dabei, was viele Tiroler unter Freiheit verstehen. Dafür wurde auch gegen die Franzosen und Bayern gekämpft. Die „Religionsfreiheit“ war sicher nicht das alleinige Motiv für die Tiroler Freiheitskämpfe, sie darf aber nicht übersehen werden.

Diese Geschichte Tirols ist auch eine Geschichte der Kriege. Konfessionell geprägt war der Dreißigjährige Krieg, in dem 1622 Galtür niedergebrannt und geplündert wurde. Die Kirche und viele Häuser gingen in Flammen auf. Das Dorf hat sich lange nicht von diesen Schäden erholt, und die aufgelaufenen Steuerschulden wurden erst im Jahre 1645 erlassen. Und Reutte wurde im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden niedergebrannt und zerstört.

Die Geschichte Tirols ist auch eine Geschichte der Reformation und deren Unterdrückung, eine Geschichte der Ausgrenzung und Vertreibung der Täufer und der Protestanten. Das gilt für die Hutterer^[3] im 16. Jahrhundert, das gilt für die Deferegger Protestant (gehörte damals politisch und kirchlich zu Salzburg) im Jahre 1684 und für die Zillertaler „Inklinant“ 1837.

Zillertaler Inklinant^[4]

^[3] Josef Gelmi, Geschichte der Kirche in Tirol, Innsbruck-Wien-Bozen 2001, 153ff.

^[4] Josef Gelmi, Geschichte der Kirche in Tirol, Innsbruck-Wien-Bozen 2001, 305-307; Erich Beyreuther: "Zillertaler Emigranten". In: RGG³ Bd. 6, 1910; Franz Loidl (Hg.): Zur 150-Jahr-Feier der Emigration der Zillertaler "Inklinant". Wien: Wiener Katholische Akademie 1987; Grete Mecenseffy: Geschichte des Protestantismus in Österreich. Graz; Köln 1956; Ekkart Sauser: Die Zillertaler Inklinant und ihre Ausweisung im Jahre 1837. Innsbruck 1959; Peter Stöger: Eingegrenzt und ausgegrenzt. Tirol und das Fremde. Frankfurt am Main 2002; „Ein rheinischer Rechtsgelehrter“: Für die Glaubenseinheit Tirols: Ein offenes deutsches Wort an das Tiroler Volk, Vereins-Buchdruckerei, 1861 (Streitschrift gegen konfessionell gemischte Länder mit verschiedenen Herleitungen warum das Toleranzpatent in Tirol angeblich nicht gelten soll.); Wilfried Beimrohr: Die Zillertaler Protestant oder Inklinant und ihre Austreibung 1837, 2007, Tiroler Landesarchiv.

Das Zillertal, das bis zur napoleonischen Zeit politisch zum Erzbistum Salzburg gehörte, kam 1816 zum Kronland Tirol und damit zum österreichischen Kaiserreich. Seit 1832 galten auch für Tirol die österreichischen Toleranzgesetze. Von Wien aus wurde das Land aber streng zentralistisch regiert. Die restaurative Politik des Fürsten Metternich fürchtete nichts mehr als Unruhen und Revolten, die es folglich im Keime zu ersticken galt. Die Kirche unterstützte im großen und ganzen dieses Regime, wenn sie auch unter den immer noch herrschenden josephinischen Gesetzen zu leiden hatte. Kirchlich gehörte das Zillertal auf der rechten Flußseite zum Erzbistum Salzburg und auf der linken zum Bistum Brixen. Ähnlich wie in Deferegggen gab es auch im Zillertal drückende Armut, die viele zwang, jahreszeitlich auszuwandern und in wirtschaftlich gesegneteren Gebieten ihr Auskommen zu suchen.

In diesem Umfeld machte sich in den späten zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts vor allem in den Gemeinden Zell, Schwendau, Schwendberg, Ramsberg, Mayrhofen, Brandberg und Finkenberg eine protestantische Bewegung bemerkbar, deren Mitglieder vom Salzburger Erzbischof Augustin Gruber (1823-1835) „Inklinant“ genannt wurden, weil er in ihnen nicht wirkliche Protestanten sehen wollte oder konnte. Im Unterschied zu den Defereggern gingen die Zillertaler Protestanten auf Reste der evangelischen Mission im 16. Jahrhundert zurück, die der Rekatholisierung entgangen waren und Verbindungen mit ihren Gesinnungsbrüdern im hintersten Ahrntal unterhielten. Da kein Pastor die Zillertaler Protestanten betreuen durfte, waren sie gezwungen, die mündliche Tradition besonders zu pflegen und vor allem sich lutherische Bücher aus dem Ausland zu besorgen. Bei einer Bücherkontrolle, die das Brixner Ordinariat 1741 durchführte, wurden 160 Bücher und eine Menge lutherischer Schriften beschlagnahmt. Als 1741 und 1745 salzburgische Beamte die Häuser in Brandberg besuchten, stellten sie fest, dass in jeder zweiten Familie der katholischen Lehre widersprechende Ansichten geäußert wurden. So glaubte Georg Haidacher, dass neben der Hostie auch die Kelchkommunion zu empfangen sei. Nach Martin Staindl hätte der Papst die Beichte erfunden und Philipp Gruber meinte, dass das Fegfeuer ebenfalls auf den Papst zurückgehe. Ende 1829 taten einige Männer in Mayrhofen und Zell ihren Austritt aus der katholischen Kirche kund. Daraufhin verließen immer mehr Leute die katholische Kirche. Angeführt wurden sie von Bartlmä Heim, von dem der Salzburger Erzbischof sagte, dass er „in jeder arbeitsfreien Stunde vor seiner Bibel und anderen lutherischen Büchern“ sitze. Neben ihm trat auch Johann Fleidl als Anführer auf. Von

ihm sagte Dekan Sander aus Zell 1830: „Er ist der Hauptpastor und Proselytenmacher der Zeller Renitenten“. Im März 1830 lehnte der Brixner Fürstbischof Galura (1829-1856) die Anwendung des Toleranzpatentes für Tirol ab. Viel schärfer sprach sich im Juli 1830 der Salzburger Oberhirte in einem Schreiben an das Tiroler Gubernium gegen die Bildung einer protestantischen Gemeinde im Zillertal aus.

Im Juni 1832 wandten sich die „Inklinannten“ an den Kaiser und baten um Aufhebung vom Gewissenszwang und um Freiheit von rechtlichen Einschränkungen. Kurz darauf durften sie diese Bitte auch dem auf Besuch in Innsbruck weilenden Kaiser selbst vorbringen. Ständische Vertreter des Unterinntales aber baten ihrerseits die Regierung, das Gesuch der Inklinannten entschieden abzulehnen. Im Gubernium gab es Leute, die den Inklinannten wohlgesinnt waren. In diesem Zusammenhang muss vor allem der geistliche Referent, Franz Wilhelm Sondermann, genannt werden, der 1835 sogar sein Priesteramt aufgab, Protestant wurde und nach Berlin übersiedelte. Anderseits gab es aber auch Falken wie den Landesgouverneur Friedrich von Wilczek, der die Inklinannten „verrückte Theologen im Bauernkittel“ nannte. Im März 1834 beschäftigte sich der Wiener Staatsrat mit der Zillertaler Angelegenheit und folgte dem Gutachten des geistlichen Referenten, Propst Alois Jüstl, der in der Einheit des Glaubens auch eine Garantie für die Einheit des Staates sah und sich deshalb nicht für die Toleranz entscheiden konnte. So kam es am 2. April 1834 zur allerhöchsten Entschließung des Kaisers, welche die Zillertaler Protestanten vor die Wahl stellte, entweder in ein anderes österreichisches Land auszuwandern, wo das Toleranzpatent Anwendung gefunden hatte, oder aber zum katholischen Glauben zurückzukehren. Da diese Entschließung einige Fragen offen ließ und die Inklinannten sie im Widerspruch mit den vermeintlichen Versprechungen des Kaisers im Jahre 1832 sahen, vergingen weitere Jahre bis zu einer endgültigen Entscheidung. Im Jahre 1835 weigerte sich Erzherzog Johann auf seinem Besuch im Zillertal, mit den Inklinannten zu sprechen. Ein Jahr später verschärfte sich die Situation im Lande. Der neue Salzburger Erzbischof Friedrich von Schwarzenberg (1836-1850) verlangte in einer Eingabe, die er im Februar 1836 dem Innsbrucker Gubernium zukommen ließ, die gewaltsame Ausweisung der Protestanten, denen er vorwarf, ihre religiösen Feiern mit Schnapsgelagen zu beenden und politisch nicht verlässlich zu sein. Im November 1836 zeichnete dann der Erzbischof nach einer Visitation des Zillertales in

einer Eingabe an das Gubernium ein überaus düsteres Bild über die dortigen Zustände.

Am 12. Januar 1837 kam es schließlich zum kaiserlichen Dekret, das die Inklinanten aufforderte, innerhalb von 14 Tagen zu erklären, ob sie zur katholischen Kirche zurückkehren wollten oder nicht. Jene, die sich zum Protestantismus bekannten, mussten binnen vier Monaten auswandern oder in ein österreichisches Land ziehen, wo es nichtkatholische Gemeinden gab. Um den Exulanten das Verlassen der Heimat leichter zu machen, kam ihnen die Regierung mit finanzieller Unterstützung entgegen. Für jene, die nach Preußen auswanderten, traf ein Gesandter der Berliner Regierung Abmachungen in Wien. Insgesamt verließen 427 Personen das Zillertal. 416 von ihnen wanderten nach Preußisch-Schlesien aus, nur 11 zogen in andere österreichische Länder. Während 70 Prozent der Vertriebenen zur Erzdiözese Salzburg gehörten, waren 30 Prozent aus dem Bistum Brixen (Hippach und Finkenberg). Unter den Exulanten waren besonders viele Unverheiratete und viele Dienstboten. Nur wenige kehrten wieder zur katholischen Kirche zurück. Der spektakulärste Fall war jener von Andreas Egger.^[5] Er hatte seine katholisch gebliebene Frau und die Kinder zurückgelassen, ist nach Preußen gezogen, 1862 wieder nach Tirol zurückgekehrt und hat sich dann mit der katholischen Kirche wieder ausgesöhnt. Zwei seiner Söhne wurden Priester. Blasius brachte es schließlich zum Dekan und Franz wurde sogar Bischof von Brixen.^[6] Der Sohn eines mit den Inklinanten sympathisierenden Holzknechts war der Franziskaner Michael Kolland, der 1860 in Damaskus das Martyrium erlitt und 1926 selig gesprochen wurde.^[7]

^[5] Vgl. dazu Franz Egger, Ein Bischof erzählt von seiner Mutter, Innsbruck 1935.

^[6] Franz Egger, Fürstbischof von Brixen, * 26.4. 1836 in Hippach (Zillertal), † 17.5. 1918 in Innsbruck. Seine Studien machte er am Kassianum zu Brixen/Südtirol und am Germanikum zu Rom. 1908 wurde er Weihbischof und Generalvikar von Brixen mit dem Sitz in Feldkirch-Vorarlberg. 1912 wurde er Bischof von Brixen, als solcher war er auch Mitglied des österreichischen Reichsrates und des Tiroler Landtages.

^[7] Ordensname Engelbert, geb. am 21. September 1827 in Ramsau/Zillertal, wurde 1847 Franziskaner, 1851 Priester, wirkte seit 1855 im Heiligen Land, wo er zuletzt in der Pfarrseelsorge unter den Arabern und Armeniern des lateinischen Ritus in Damaskus tätig war. Kolland war ein frommer Mann, der mit großer Güte und Geduld seinen Mitmenschen begegnete. Mit sieben anderen Franziskanern wurde er in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1860 bei einem Überfall moslemischer Drusen auf das Kloster in Damaskus durch Säbelhiebe ermordet. – Seligsprechung am 10. Oktober 1926.

Heimat als Gleichung?

Ein entscheidender Grund für die politische und katholisch kirchliche Ablehnung der Toleranz gegenüber den Protestanten war die Position, dass die Glaubenseinheit entscheidend für die Landeseinheit und für die Reichseinheit sei.

Wir dürfen Identität und Einheit jedoch nicht als Gleichung denken, weder für unsere eigene Person noch für die Vorstellung unseres Landes, noch für die Vorstellung von Kirche. Das wäre narzistisch im Sinne von Narziss, der sich in das eigene Spiegelbild verliebt und den nichts anderes mehr interessiert. Narziss ist dem Tod geweiht. Identität oder Selbstbewusstsein ist auch nicht durch bloße Abgrenzung von anderen zu erreichen: die Katholiken von den Protestant, die Schwarzen von den Roten und Blauen, die Tiroler von den Wienern, die Österreicher von den Deutschen, den Italienern, den Tschuschen, den Türken. Ein solches Verständnis würde auch nicht dem „Katholischen“ in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes entsprechen.^[8] Das „Eigene“ ist keine geschlossene, fensterlose Monade, Heimat kann keine Festung und auch kein Bunker sein. Heimat gibt es nicht ohne Wachstum und nicht ohne Veränderung, nicht ohne Begegnung mit dem und den Fremden, nicht ohne Gastfreundschaft und nicht ohne Einlassen auf Neues.

Das ist nicht nur vergangen, sondern auch gegenwärtig brisant. Ausland und Elend haben eine Wurzel. „Menschen“ mit Rechten und mit Würde sind für manche politische Gruppen nur jene, die der eigenen Nation oder Rasse angehören. Die anderen gelten als Barbaren oder Untermenschen. Das führt dann zum Tanz um das goldene Kalb der Identität, um die persönliche, berufliche, nationale, politische, männliche, weibliche, kirchliche, parteiliche, ideologische Identität. Selbstbewusstsein und Zelebration werden eins. Eitelkeit und Arroganz gegenüber dem anderen machen

^[8] „Der Katholizismus ist ... die einzige Wirklichkeit, die, um zu sein, es nicht nötig hat, sich entgegenzusetzen, also alles andere als eine ‚geschlossene Gesellschaft‘. Ewig und seiner selbst sicher wie sein Gründer, hindert ihn gerade die Unduldsamkeit seiner Grundsätze nicht bloß, sich in vergängliche Werte zu verlieren, sie sichert ihm zugleich eine unendlich umfassende Geschmeidigkeit, ganz im Gegensatz zu der Ausschließlichkeit und Steifheit, die den Sektengeist kennzeichnet. ... Die Kirche ist überall zu Hause und jeder soll sich in der Kirche zu Hause fühlen können. So trägt der auferstandene Herr, wenn er sich seinen Freunden kundtut, das Gesicht aller Rassen, und jeder hört ihn in seiner eigenen Sprache.“ (Henri de Lubac, Glauben aus der Liebe. Catholicisme. Einsiedeln ³1992, 263). Vgl. Roman Siebenrock, Identität als Weite. Die Idee der Katholizität nach Henri de Lubacs "Catholicisme" (1938) in einer ratlosen Zeit - eine Relecture, in: Peter Reifenberg (Hg.): Gott für die Welt. Henri de Lubac, Gustav Siewert und Hans Urs von Balthasar in ihren Grundanliegen. Festschrift für Walter Seidel. Mainz 2001, 56 – 72.

sich breit. Im Kern ist diese narzisstisch orientierte Identität aber morbid: „Während das Subjekt zugrunde geht, negiert es alles, was nicht seiner eigenen Art ist.“^[9] Wer nur mit sich selbst beschäftigt ist, kann andere gar nicht wahrnehmen. Schizoide, gespaltene Personen können nicht integrieren. Die Zuspitzung der Individualisierung kennt keine verbindlichen Netzwerke und keine Zugehörigkeiten mehr. Egoisten lassen andere am eigenen Leben, am Wohlstand und an der Kultur nicht partizipieren. Wer selbst nicht integer ist, kann nicht für Integration sein. Entwurzelte Menschen müssen auch andere entwurzeln.

Das Selbsterhaltungs-Ich zeichnet sich durch Misstrauen, Rationalität, Kontrolle und Kritik aus. In Verhärtungen oder auch in Blockbildungen findet das Individuum nicht sein Heil. Eine Selbstverwirklichung, die alles Fremde als Hemmung, Begrenzung, Behinderung, Bedrohung und Feind seiner selbst verdächtigt und nur die Perspektive der Befreiung von anderen kennt, landet in der Vereinzelung. Menschliche Identität gelingt nicht in der Gettoisierung oder in einer Festung, nicht durch kämpferische Selbstverteidigung, Verhärtung oder Totalbewaffnung und ist auch nicht machbar.

Feindbilder

Wer gegen wen? Das ist nicht nur im Sport die Frage. Das gilt auch für Medien, Politik oder Wirtschaft. Gesellschaften im Kleinen und Großen werden konstruiert nach dem Muster: Wo sind meine Feinde? Von wem setzen wir uns ab? Es ist Ausdruck von menschlicher Schwäche und nicht von Stärke, anderen Menschen und Völkern von vornherein mit Abwertung und Verdacht zu begegnen oder alle, die sich nicht angleichen und unterwerfen, ins Lager der Feinde zu verweisen. Alles, was im Gegensatz zum Eigenen, zum Nahen, Bekannten, Gewohnten und Vertrauten steht, ist dann nicht geheuer und wird als Bedrohung erfahren. Sozialphilosophisch hat der deutsche Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger festgehalten, dass der Konflikt mit dem Nachbarn der Fremdenfeindschaft vorausgeht: „Der verabscheute Andere ist ursprünglich wohl immer der Nachbar, und erst, wenn sich größere Gemeinwesen gebildet haben, wird der Fremde jenseits der Grenze zum Feind erklärt.“^[10]

^[9] Theodor W. Adorno, *Minima moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (Ges. Schriften 4, hg. Von R. Tiedemann), Frankfurt 1980, 51.

^[10] Hans Magnus Enzensberger, *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, Frankfurt am Main 1993, 11.

Ich und die Anderen

Nach Emmanuel Lévinas^[11], der als „Denker des Anderen“ bekannt ist, führt die Begegnung mit dem Anderen in seiner Uneinholbarkeit und Einzigkeit zu einer Erschütterung der je eigenen Welt. In der Erfahrung „Von-Angesicht-zu-Angesicht“ werden wir mit der Fremdheit des Anderen konfrontiert. Das eigene Ich wird dabei relativiert. Ein Selbstverständnis von einem spontanen Sich-selbst-Entwerfen und Entfalten wird massiv in Frage gestellt.

Diese Erfahrung kann nun unterschiedlich bewältigt werden: Man kann die Fremdheitserfahrung in einer Weise bewältigen, indem man den anderen den eigenen Anschauungs- und Denkformen unterwirft und ihn in den eigenen Weltentwurf einordnet. Oder das Subjekt erkennt seine Verantwortung an, dem Anderen als ihm selbst zu antworten. In der Anerkennung dieser Verantwortung muss es bereit sein, die eigene Verfügungsgewalt einzuschränken. Durch das Antlitz des Anderen wird der eigene Narzissmus, die ich-zentrierte Welt aufgebrochen. Der Andere kann nicht restlos in den eigenen Horizont eingeordnet werden. Echte Begegnung fordert das Herausgehen aus sich selbst, das Verlassen liebgewordener Vorstellungen, den Abschied von Bildern, in denen sich das Ich seine Welt zurechtlegt und zimmert. Angeblickt und angegangen vom Anderen in seiner Bedürftigkeit und Unerreichbarkeit ist ihm gegenüber keine Indifferenz möglich.

Sie tragen in sich aber auch eine Dringlichkeit, eine ethische Verpflichtung und Forderung, andere nicht gering zu schätzen, nicht zu verachten, nicht als Material zu missbrauchen^[12]. Bedürftigkeit, Not und Begrenztheit treten als Appell gegenüber, der Nähe, Geduld und Solidarität einfordert. Das konkrete Engagement für das Leben und die Freiheit des und der Anderen sprengt den Kerker der Ichgefangenheit und der subjektiven Verschlossenheit. Das Sein-für-den-Anderen, die Proexistenz als neue Orientierung der Freiheit kommen dabei an kein Ende.

^[11] Totalité et infini. Dt. Totalität und Unendlichkeit. Versuch über die Exteriorität. Übersetzt von W.N. Krewani, Freiburg/ München 1987. Vgl. dazu: Walter Schaupp / Melanie Wolfers, Denken der Differenz – Leben in Achtung vor dem Anderen. Anstöße heutiger Philosophie für das Leben in einer Gemeinschaft, in: GuL 76 (2003), 254-262.

^[12] Vgl. dazu: Emmanuel Levinas, En découvrant l'existence avec Husserl et Heidegger, Réimpression conforme à la première suivie d'Essais nouveaux, Paris ⁴ 1982, 165-178; deutsch: Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie. Übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Nikolaus Krewani, Freiburg/München 1983, 185-208.

Dabei bleiben die Unverfügbarkeit und das wesentliche Nicht-Begreifen des Anderen. Die Grenze des Anderen soll nicht vereinnahmt werden. Es bleibt ein Leiden an der Fremdheit. Die Fremdheit des Anderen zu respektieren, das Aushalten der Differenz als positiver Raum der Begegnung, werden zu einer Weise, in der Menschen gegenseitig ihre Würde wahren und das Geheimnis des nicht begreiflichen Gottes verehren.

Die italienische Philosophin Luisa Muraro^[13] macht eine andere Seite des Differenzdenkens sichtbar. Muraro denkt primär über die eigene Andersheit, über die eigene, nicht einholbare Differenz zu den anderen nach und spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit eines „Von-sich-selbst-Ausgehens“ und „Sich-nicht-finden-Lassens“. „Von-sich-selbst-Ausgehen“ bedeutet, die eigene Differenz im Sinn der eigenen, unableitbaren Originalität zu entdecken und zur Freiheit zu finden, diese Differenz positiv zu leben. Das inkludiert eine innere Freiheit von herrschenden Meinungen und von den Zwängen der Strukturen. Es bedeutet auch, dass es in mir ein bleibendes Geheimnis gibt, das dem anderen immer unzugänglich bleiben wird. Ich werde von den anderen, von der Gemeinschaft nie ganz gefunden. Ich bin immer mehr als die Meinung der anderen über mich.

Zur Religions- und Gewissensfreiheit, zum Respekt und Toleranz gegenüber anderen Konfessionen, zum friedlichen Dialog mit ihnen, zum Lernen voneinander gibt es vom Zweiten Vatikanischen Konzil her keine Alternative.

Manfred Scheuer, Bischof von Innsbruck
Präsident von Pax Christi Österreich

^[13] Sich-nicht-finden-Lassen, in: Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen. Hg. von Antje Schrupp, Königsstein/Ts. 1999, 18-37.